

**Manfred Faßler (Hg.): Ohne Spiegel leben.
Sichtbarkeiten und posthumane Menschenbilder**

München: Fink 2000, 346 S., ISBN 3-7705-3414-X, DM 58,-

Die Theorie der Medien tritt oft mit dem Anspruch auf, der Technikgeschichte grundsätzliche Einsichten abzugewinnen, die die Auswirkung von Apparaturen auf Erkenntnisweisen, Subjektpositionen oder Kunstformen betreffen. Medientheorien verfahren dabei zumeist analog zu konstruktivistischen Wahrnehmungstheorien und beschreiben auf diese Weise den Wandel des kulturellen Selbstverständnisses einer Gesellschaft im Spiegel ihrer Medienevolution. Manfred Faßler, der in den letzten Jahren einige einschlägige Handbücher zur Medientheorie und Mediengeschichte herausgegeben hat, versammelt in seinem aktuellen Band Texte, die den Folgen der global vernetzten Produktion digitaler Bilder nachgehen. Faßlers umfänglicher Einleitungssay (110 Seiten) entwirft einen Prospekt der gegenwärtigen Medienkultur, deren zugrundeliegendes Merkmal er im Abschied von der Kultur des Spiegels sieht, also der abendländischen Traditionen von Mimesis und Abbildhaftigkeit. „Aber die guten alten Zeiten sind endgültig vorbei.“ (S.68) Die Netzkultur breche mit dem Gesetz spiegelhafter Repräsentation: „Die Regeln der Netzwerke verdrängen das Gesetz des Spiegels!“ (S.19) An die Stelle der langlebigen Illusion, hinter Sichtbarkeiten stünde eine wie immer geartete Wahrheit, aus der sie sich speisten, stellt Faßler im Gefolge Baudrillards die Provokation eines Hyperrealen, das auf nichts Vorgängiges mehr verweist. Das Ergebnis ist die Allianz der Medientheorie mit den Positionen des Konstruktivismus und der Neurophysiologie: „Der ‚Spiegel im Kopf‘ verstellte den Blick darauf, dass Erkenntnis nichts widerspiegelt, sondern immaterielle Welt erzeugt, generiert.“ (S.49) Anstelle der Identitätseffekte der Textkultur (S.91) gebe es nurmehr die bloßen Oberflächen des Sichtbaren, ohne Gegenüber oder Referenz. Aus ihnen folge eine neue, postnarzistische (und postlacanistische) Subjektivität: „disembodied ways of being human“, wie Faßler David Holmes zitiert (S.37).

Eine solche Medientheorie nach dem „cybernetic turn“ (S.71) versteht sich als Gesellschaftstheorie. Aus der Diagnose der „Auflösung der Spiegel-Galaxis“ (S.113) folgt die Utopie eines „MATRIX-Föderalismus“, in denen partizipative Mensch-Maschine-Interaktionen normative Sozialordnungen ersetzen (S.120). Die Frage, welche Teile der Gesellschaft von den angesprochenen Innovationen und ihrer Vernetzung betroffen sind, muss dennoch erlaubt sein: Der „technologische [...] Globalismus“ (S.29), den Faßler ansetzt, ist zumindest gegenwärtig noch ein sozial selektives Programm, das eine Asynchronie von Technikdiskursen und gesellschaftlicher Semantik zeitigt. Die „spiegellose Epoche“ (S.60) scheint nicht zuletzt davon gekennzeichnet zu sein, dass der erkenntnis- und interaktionstheoretisch verbannte Spiegel in seinem Exil alltäglichen Wahrnehmens und Kommunizierens durchaus noch lange fortzuleben vermag.

Solche Differenzierungen übertüncht die neue, positivistische Rhetorik einer Cyber-Ontologie, die bei Faßler eine Verbindung mit einer bestimmten Form des Digital-Diskurses eingeht. Sein Kennzeichen ist es, dass er zu keiner Zeit versucht, seine Thesen an Beispiele, empirische Belege oder sonstige Referenzen rückzubinden. Die Schlagkraft der Argumente leidet daran, dass ihr Glanz offensichtlich die Mühe gar nicht mehr lohnend erscheinen lässt, das Gegenmodell noch einmal aufzurichten. Das Programm der Spiegellosigkeit enthält keinerlei historische Belege, *wann* und *wie* Erkenntnis spekulär gefasst wurde: Faßlers Essay bietet weder eine Metaphorologie noch die angekündigte „Kulturgeschichte des Spiegels“ (S.84). Sein Stellenwert ist denn auch vornehmlich der eines Dokuments für einen bestimmten Theorietrend, der in der schieren Existenz neuer Medien bereits den hinreichenden Beleg für das neue Zeitalter gegeben sieht. Die komplizierten Interaktionen zwischen technik- und gesellschaftsgeschichtlichen Strömungen spiegeln sich darin kaum wieder.

Der Gewinn des Bandes ist so eher in den Materialanalysen zu suchen. Zu nennen sind beispielsweise die Modifikation menschlicher Selbstwahrnehmung angesichts einer sinnlich nicht mehr nachvollziehbaren Selbst-Objektivierung in der modernen Medizin, etwa im Fall von Organ- oder Blutzuckerspiegelungen (Klaus Spiess), die Vorgeschichte gegenwärtiger KI-Debatten anhand der Automaten des Freiherrn von Kempelen (Brigitte Felderer) oder Rainmar Zons' Nachweis, wie Ridley Scotts *Blade Runner* eine Ikonologie des neuen Menschen generiert. Der Film wird zum vorweggenommenen Dokument für die „letzte und schwerste narzistische Kränkung des Menschen: [...] die Unhaltbarkeit der anthropologischen Differenz“ (S.285). Unter der Hand geraten viele der in Faßlers Buch versammelten Beispielanalysen dabei zum Nachweis, dass der Spiegel gerade in der modernen Kunst alles andere als ein Relikt der „guten alten Zeiten“ ist: Die reichhaltig vertretene Fraktion der Wiener Digitalkunstszenen dokumentiert am Beispiel manipulierter Selbstporträts, Videoinstallationen u. ä. eher eine Arbeit am Spiegel als seine Verabschiedung. Ohne Spiegel hieße, ohne Bild zu leben, wie Dietmar Kamper mit berechtigtem Zweifel anmerkt. Das Märchen vom Ende der guten alten Zeiten ist in seiner technikoptimistischen Variante keinen Deut plausibler als seine bisherige kulturkritische Version.

Nicolas Pethes (Siegen)